

Thomas Mann: „Der Erwählte“

Als er die Geschichte von Gregorius aufschreibt, sitzt der Erzähler Clemens gebührenderweise in einer Bibliothek. Entsprechend lassen sich Stil und Handlung des „Erwählten“ auf eine Vielzahl von Texten zurückführen. Als Quellen, Thomas Manns werden u.a. Hartmann von Aues „Gregorius“, „Erec“ und „Iwein“ genannt, „Parzival“, „Tristan“, das „Nibelungenlied“, die Minnelyrik, Gregorovius' Geschichte Roms, Sophokles, Freud und die Bibel. Da der Roman im Mittelalter spielt, ist es wenig verwunderlich, dass sich Mann vorzugsweise auf Texte übers und aus dem Mittelalter bezieht. Schauplatz des Romans ist nicht ein „reales“, historisch korrektes Mittelalter, sondern die künstliche Welt der mittelhochdeutschen Literatur, welche wiederum Thomas Mann zwanglos aus seinen Quellen noch einmal neu erfindet. Die stilistischen und intertextuellen Bezüge dienen zunächst einmal dazu, eine bestimmte, dem Erzählten adäquate literarische Atmosphäre zu erzeugen.

Die zahlreichen intertextuellen Bezüge lassen sich aus den zahlreichen Blickwinkeln der verschiedenen Intertextualitätstheorien betrachten. So finden sich rasch Beispiele für Bachtins *Dialogizität*. Die verschiedenen Sprachen, die im Buch vorkommen, kann man auch unter „sozialer Vielfalt der Rede“ subsumieren. Sie dienen nicht allein dazu, ein unbestimmtes internationales Mittelalter zu generieren, sondern ebenso der sozialen Differenzierung. Das schlechte Latein eines deutschen Mönches¹ signalisiert Unbildung und Provinzialität nicht bloß dieser Person, sondern der deutschen Mönche generell. Das Plattdeutsch² ist die volkstümliche Ausdrucksweise der einfachen Leute (die dadurch vom edlen Gregorius und seinem Ziehvater abgegrenzt werden), die englischen Brocken im Platt der Fischer weisen darauf hin, dass die Normannischen Inseln zu England gehören. Das Altfranzösische kennzeichnet die höfische Sphäre und die Minne. Manns Parodien auf Minnesang und Heldenepos lassen sich als dialogische Bezüge auf Stil- und Gattungskonventionen verstehen. Wenn Bachtin schreibt, der Prosaautor „kann die Sprache gebrauchen, ohne sich ihr ganz hinzugeben, er läßt sie halb-fremd oder vollständig fremd bleiben, gleichzeitig aber zwingt er sie dazu, letzten Endes seiner Intention zu dienen“, klingt das wie eine Beschreibung von Thomas Manns ironisch archaisierender Schreibweise.

Allerdings ist in „Der Erwählte“ kaum die von Bachtin postulierte „authentische Romanprosa“ gegeben. Für Bachtin liegt die dialogische Literatur per definitionem im Clinch mit der Gesellschaft; ein phantastisch-historischer Roman wie „Der Erwählte“ passt nicht recht in

¹ Vgl. Mann, Thomas: „Der Erwählte“. Frankfurt am Main 2001, S.10.

² Vgl. ebd., S. 71 ff.

Bachtins Schema. Manns Bearbeitung des Gregorius-Stoffs kann man mit Harold Bloom als „Akt der kreativen Korrektur“ lesen, auch Blooms Losung „Persönlichkeiten mit angemessener Imaginationskraft eignen sich an“ passt. Ob ein Kampf um Unsterblichkeit stattfindet, scheint hingegen zweifelhaft. Auch ist Hartmann von Aue eher nicht die übermächtige Vaterfigur, die der 75-jährige Mann, vor Einflussangst zitternd, niederringen muss, um sich als starker Dichter zu erweisen.

Wendet man Genettes transtextuelle Kategorien auf den Roman an, fällt als erstes die durchgehende *Hypertextualität* auf. *Der Hypotext*, der als Folie für den Roman dient, ist natürlich Aues „Gregorius“ (auf den Mann auf der letzten Seite explizit und paratextuell hinweist). Das Heldenepos als Gattung und der Minnesang lassen sich als Architext klassifizieren. Wenn Mann das Heldenepos in komischer Absicht parodiert (in der gereimten Passage, in der prahlerisch Gregorius' erste Heldentaten gepriesen werden³), lässt sich dies auch als amüsiertes oder wehmütiger impliziter Kommentar des Autors zum Pathos dieser unzeitgemäßen Textgattung verstehen, also als Metatext.

Als komisch-heroisches Pastiche fällt diese Passage in Genettes Nomenklatur unter den Begriff *Persiflage*. Auch wenn der Roman in einigen Teilen sich dem Pastiche und der Travestie annähert, ist er als Ganzes doch am ehesten eine Parodie (laut Genette die Bedeutungsänderung durch Transformation eines Textes), pendelnd zwischen dem Ironischen und Humoristischen.⁴ Hierbei zeigt sich in der praktischen Anwendung der Nachteil von Genettes intelligenter Theorie, nämlich dass man seine private Terminologie jedes Mal wieder erklären muss, da beispielsweise die Rede von „Architextualität“, von seinem Parodiebegriff und seinem speziellen Verständnis von „Intertextualität“ sonst (außer für Genette-Experten) kryptisch bleibt, und es so zu einer bloßen Verdoppelung der literaturwissenschaftlichen Begriffe kommt. Daher scheint es sinnvoller zu sein, seine Oberbegriffe zu vermeiden und sich stattdessen in dem Text, den man untersucht, auf die Suche nach den Aspekten zu machen, die er unter seinen Kategorien aufführt. Es empfiehlt sich also einmal wieder, sich Genettes Transtextualitätstheorie mit angemessener Imaginationskraft anzueignen.

Hat man die intertextuellen Bezüge in einem Text dingfest gemacht, fangen die Probleme freilich erst an; dann, wenn man sich fragt, warum auf einen bestimmten Text angespielt wird, was im seltensten Fall eindeutig sein dürfte. Ist beispielsweise der „Doktor Faustus“, in dem der Gregorius-Stoff schon erwähnt wird, ein Prätext des „Erwählten“ oder sind alle anderen Bücher Manns Prätexte, **da** sich bestimmte Motive, die im „Erwählten“ auftauchen, durchs

³ Vgl. ebd., S. 125 ff.

⁴ Vgl. Genette, Gérard: „Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe“. Frankfurt am Main 1993, S. 40 ff. Dort äußert sich Genette zu Thomas Mann.

Gesamtwerk ziehen? Oder sind auch seine Tagebücher Prätexte, weil Mann sich ja aus irgendwelchen nicht nur literarischen, sondern auch biographischen Gründen für diesen Stoff entschieden haben muss, und ist dann, wenn man den Textbegriff mit Kristeva'scher Großzügigkeit erweitert, Thomas Manns Leben nicht ebenfalls Prätext? Diese psychologische Rätselerei über die Motive eines Autors ist nun für gewöhnlich ziemlich spekulativ und fruchtlos. Aber auch die „literarischen“ Gründe für einen konkreten intertextuellen Bezug sind nicht immer klar und ihre Erklärung ist daher oft schon Interpretation, also höchst strittig; dies vermutlich, weil dem Autor selbst nicht jedes Mal klar ist, dass und warum er sich auf einen spezifischen Text bezieht, und der Philologe infolgedessen als verzweifelnder Textchemiker, der aus einem trüben Cocktail von Idiosynkrasien, Referenzen und Witzen die einzelnen Bestandteile zu extrahieren versucht, oft auf verlorenem Posten steht. Ein intertextueller Bezug kann schlicht literarisches Material sein, das der Autor freudig verwertet, er kann sinnerweiternd sein, ein poetischer Luxus oder eine Gefälligkeit gegenüber einer angepeilten Zielgruppe, unbewusst, purer Zufall oder bloß dem intertextuellen Beziehungswahn des Lesers geschuldet sein.

In der Sekundärliteratur fällt auf, dass diese oft vage wird, sobald sie auf den Zweck der Intertextualität zu sprechen kommt. So sagt Koopmann (in seinem Artikel im Thomas-Mann-Handbuch) vom „Zitat- und Montagewerk“, in dem „das Zitat Baustein zur scherzhaften Komposition wird“, „Der Erwählte“ sei „ein komplexes Sprachspiel“, „ein ebenso beziehungsreiches wie mehrdimensionales Gebilde“, das „einen Spielraum weit über das hier Präsentierte hinaus schafft“, ohne irgendwann einmal konkreter zu werden.

Aber das größte Problem für Intertextualitätspraktiker ist natürlich die notwendige umfassende Belesenheit. So wird niemand außer einem vorbildlichen Germanisten all die Texte gelesen haben (oder lesen wollen), auf die Thomas Mann sich bezieht und die er, wenn man der Sekundärliteratur trauen darf, offenbar selbst nicht alle gründlich gelesen, ja, die er teilweise nur durch Dritte gekannt hat.